

Insel

Der Berliner Antisemitismus- streit

Herausgegeben von
Walter Boehlich

Die hier erstmals zusammengestellten Dokumente aus den Jahren 1879–1880 sollen darauf hinweisen, daß der Universitäts-Antisemitismus, der dann 1933 zum offenen Ausbruch kam, eine lange Vorgeschichte hat, damals aber zum Scheitern verurteilt war, solange eine starke rechtsstaatliche und liberale Gruppe sich ihm zu widersetzen bereit war. Die hier vorgelegten Dokumente zeigen aber auch, daß der Antisemitismus nicht ein isoliertes, erschreckendes Phänomen innerhalb einer sonst intakten Gedankenwelt war. Er erweist sich als eng verschwistert mit einer ganzen Fülle anderer Anti-Gefühle, denn es geht nicht nur gegen die Juden, sondern deutlich auch gegen den Liberalismus, gegen die Bildung, gegen den Sozialismus, gegen die Aufklärung, gegen den Unglauben, gegen die Strafrechtsreform, gegen die Emanzipation.

insel taschenbuch 1098
Der Berliner
Antisemitismusstreit



Der Berliner Antisemitismusstreit

Herausgegeben von Walter Boehlich

Insel Verlag

Der Text folgt der Ausgabe: Der Berliner Antisemitismusstreit.
Herausgegeben von Walter Boehlich. sammlung insel 6.
Insel Verlag Frankfurt am Main 1965.
Das Nachwort dieser Ausgabe wurde vom Herausgeber überarbeitet
und erweitert.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1988
insel taschenbuch 1098

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1965
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-458-32798-1

Inhalt

Heinrich von Treitschke, Unsere Aussichten	7
Manuel Joël, Offener Brief an Herrn Professor Heinrich von Treitschke	15
Heinrich Graetz, Erwiderung an Herrn von Treitschke	27
Heinrich von Treitschke, Herr Graetz und sein Judenthum	33
Heinrich Graetz, Mein letztes Wort an Professor von Treitschke	47
Harry Breßlau, Zur Judenfrage	54
Heinrich von Treitschke, Noch einige Bemerkungen zur Judenfrage	79
Harry Breßlau, Nachwort zur zweiten Auflage . . .	93
Wilhelm Endner, Zur Judenfrage	98
Hermann Cohen, Ein Bekenntniß in der Judenfrage .	126
Ludwig Bamberger, Deutschthum und Judenthum . .	151
H. Naudh, Professoren über Israel	182
Erklärung	204
Heinrich von Treitschke, Zuschrift an die Post . . .	206
Heinrich von Treitschke, Antwort auf eine studentische Huldigung	207
Theodor Mommsen, Brief an die Nationalzeitung . .	210
Heinrich von Treitschke, Eine Erwiderung	211
Theodor Mommsen, Auch ein Wort über unser Judenthum	212
Heinrich von Treitschke, Zur inneren Lage am Jahresschlusse	227
Heinrich von Treitschke, Erwiderung an Herrn Th. Mommsen	230
Theodor Mommsen, Nachwort zur dritten Auflage . .	234
Heinrich von Treitschke, Die jüdische Einwanderung in Deutschland	235
Nachwort	239
Bibliographie	267

Unterdessen arbeitet in den Tiefen unseres Volkslebens eine wunderbare, mächtige Erregung. Es ist als ob die Nation sich auf sich selber besänne, unbarmherzig mit sich in's Gericht ginge. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die letzten Monate im Auslande verlebt und nun plötzlich wieder eintritt in die stürmische deutsche Welt, der erschrickt fast vor diesem Erwachen des Volksgewissens, vor diesen tausend Stimmen, die sich unter einander entschuldigen oder verklagen. Der Hergang ist um so erstaunlicher, da er sich fast ganz unabhängig von der Presse vollzieht; denn noch nie sind unsere Zeitungen so wenig ein treues Spiegelbild der öffentlichen Meinung gewesen. Wenn man die Mehrzahl der deutschen Blätter durchmustert, so sollte man meinen, die liberalen Wunschzettel der sechziger Jahre und der naive Glaube an die unfehlbare sittliche Macht der »Bildung« beherrschten noch immer unser Volk. In Wahrheit steht es anders. Die wirtschaftliche Noth, die Erinnerung an so viele getäuschte Hoffnungen und an die Sünden der Gründerzeiten, der Anblick der zunehmenden Verwilderung der Massen, die mit der Verbreitung der Geheimkünste des Lesens und Schreibens mindestens gleichen Schritt hält, und nicht zuletzt das Gedächtniß jener Gräueltage vom Frühjahr 1878 — das Alles hat Tausende zum Nachdenken über den Werth unserer Humanität und Aufklärung gezwungen. Tausende fühlen, daß wir Gefahr laufen über unserem Bildungsdünkel den sittlichen Halt des Menschenlebens ganz zu vergessen. Während breite Schichten unseres Volks einem wüsten Unglauben verfallen, ist in anderen der religiöse Ernst, der kirchliche Sinn unverkennbar wieder erstarkt. Auf der evangelischen Generalsynode fiel manches häßliche zelotische Wort, die alte Theologensünde, die Gleichgiltigkeit gegen das positive Recht des weltlichen Staates, verrieth sich in einzelnen unerfreulichen Beschlüssen; der hoffentlich unausführbare Ver-

such, die theologischen Facultäten der kirchlichen Partei-herrschaft zu unterwerfen, erregte gerechtes Befremden; aber Eines haben diese Verhandlungen auch den Gegnern bewiesen: daß diese Kirche noch lebt, daß sie eine wirksame Macht ist, festgewurzelt im Volke, voll sittlichen Ernstes und keineswegs arm an geistigen Kräften.

Das erwachte Gewissen des Volks wendet sich vornehmlich gegen die weichliche Philanthropie unseres Zeitalters. Recht als ein Zeichen der Zeit erschien in den letzten Wochen die Schrift von O. Mittelstädt »Gegen die Freiheitsstrafen« — ein kräftiger Protest wider jene Verhätschelung und Verzärtelung der Verbrecher, welche unsere Zuchthäuser über-völkert hat und zur Grausamkeit gegen die rechtschaffenen Leute wird. Warum ist diese streng sachlich gehaltene Schrift bereits durch Entrüstungsmeetings und grimmige Verach-tungsresolutionen der radikalen Parteien beantwortet worden? Weil die Helden der philanthropischen Phrase im Stillen fühlen, daß der tapfere Verfasser, obwohl seine Sätze im Einzelnen sich vielfach bestreiten lassen, im Wesent-lichen doch nur ausspricht was Hunderttausende denken. Der ganze Zug der Zeit drängt dahin, daß die unerbittlich strenge Majestät des Rechts in unseren Gesetzen wie in ihrer Handhabung wieder zur vollen Anerkennung gelan-gen muß.

Unter den Symptomen der tiefen Umstimmung, welche durch unser Volk geht, erscheint keines so befremdend wie die leidenschaftliche Bewegung gegen das Judenthum. Vor wenigen Monaten herrschte in Deutschland noch das berufene »umgekehrte Hep Hep Geschrei«. Über die National-fehler der Deutschen, der Franzosen und aller anderen Völ-ker durfte Jedermann ungescheut das Härteste sagen; wer sich aber unterstand über irgend eine unleugbare Schwäche des jüdischen Charakters gerecht und maßvoll zu reden, ward sofort fast von der gesammten Presse als Barbar und Religionsverfolger gebrandmarkt. Heute sind wir bereits so

weit, daß die Mehrheit der Breslauer Wähler — offenbar nicht in wilder Aufregung, sondern mit ruhigem Vorbedacht — sich verschwor unter keinen Umständen einen Juden in den Landtag zu wählen; Antisemitenvereine treten zusammen, in erregten Versammlungen wird die »Judenfrage« erörtert, eine Fluth von judenfeindlichen Libellen überschwemmt den Büchermarkt. Es ist des Schmutzes und der Roheit nur allzu viel in diesem Treiben, und man kann sich des Ekels nicht erwehren, wenn man bemerkt, daß manche jener Brandschriften offenbar aus jüdischen Federn stammen; bekanntlich sind seit Pfefferkorn und Eisenmenger die geborenen Juden unter den fanatischen Judenfressern immer stark vertreten gewesen. Aber verbirgt sich hinter diesem lärmenden Treiben wirklich nur Pöbelroheit und Geschäftsneid? Sind diese Ausbrüche eines tiefen, lang verhaltenen Zornes wirklich nur eine flüchtige Aufwallung, so hohl und grundlos wie einst die teutonische Judenhetze des Jahres 1819? Nein, der Instinkt der Massen hat in der That eine schwere Gefahr, einen hochbedenklichen Schaden des neuen deutschen Lebens richtig erkannt; es ist keine leere Redensart, wenn man heute von einer deutschen Judenfrage spricht.

Wenn Engländer und Franzosen mit einiger Geringschätzung von dem Vorurtheil der Deutschen gegen die Juden reden, so müssen wir antworten: Ihr kennt uns nicht; Ihr lebt in glücklicheren Verhältnissen, welche das Aufkommen solcher »Vorurtheile« unmöglich machen. Die Zahl der Juden in Westeuropa ist so gering, daß sie einen fühlbaren Einfluß auf die nationale Gesittung nicht ausüben können; über unsere Ostgrenze aber dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehends, und immer ernster wird die Frage, wie wir dies fremde Volksthum mit

dem unseren verschmelzen können. Die Israeliten des Westens und des Südens gehören zumeist dem spanischen Judenstamme an, der auf eine vergleichsweise stolze Geschichte zurückblickt und sich der abendländischen Weise immer ziemlich leicht eingefügt hat; sie sind in der That in ihrer großen Mehrzahl gute Franzosen, Engländer, Italiener geworden — soweit sich dies billigerweise erwarten läßt von einem Volke mit so reinem Blute und so ausgesprochener Eigenthümlichkeit. Wir Deutschen aber haben mit jenem polnischen Judenstamme zu thun, dem die Narben vielhundertjähriger christlicher Tyrannei sehr tief eingeprägt sind; er steht erfahrungsgemäß dem europäischen und namentlich dem germanischen Wesen ungleich fremder gegenüber.

Was wir von unseren israelitischen Mitbürgern zu fordern haben, ist einfach: sie sollen Deutsche werden, sich schlicht und recht als Deutsche fühlen — unbeschadet ihres Glaubens und ihrer alten heiligen Erinnerungen, die uns Allen ehrwürdig sind; denn wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischcultur folge. Es wäre sündlich zu vergessen, daß sehr viele Juden, getaufte und ungetaufte, Felix Mendelssohn, Veit, Riesser u. A. — um der Lebenden zu geschweigen — deutsche Männer waren im besten Sinne, Männer, in denen wir die edlen und guten Züge deutschen Geistes verehren. Es bleibt aber ebenso unleugbar, daß zahlreiche und mächtige Kreise unseres Judenthums den guten Willen schlechtweg Deutsche zu werden durchaus nicht hegen. Peinlich genug, über diese Dinge zu reden; selbst das versöhnliche Wort wird hier leicht mißverstanden. Ich glaube jedoch, mancher meiner jüdischen Freunde wird mir mit tiefem Bedauern Recht geben, wenn ich behaupte, daß in neuester Zeit ein gefährlicher Geist der Ueberhebung in jüdischen Kreisen erwacht ist, daß die Einwirkung des Judenthums auf unser nationales Leben, die in früheren Tagen manches

Gute schuf, sich neuerdings vielfach schädlich zeigt. Man lese die Geschichte der Juden von Graetz: welche fanatische Wuth gegen den »Erbfeind«, das Christenthum, welcher Todhaß grade wider die reinsten und mächtigsten Vertreter germanischen Wesens, von Luther bis herab auf Goethe und Fichte! Und welche hohle, beleidigende Selbstüberschätzung! Da wird unter beständigen hämischen Schimpfreden bewiesen, daß die Nation Kants eigentlich erst durch die Juden zur Humanität erzogen, daß die Sprache Lessings und Goethes erst durch Börne und Heine für Schönheit, Geist und Witz empfänglich geworden ist! Welcher englische Jude würde sich je unterstehen, in solcher Weise das Land, das ihn schützt und schirmt, zu verleumden? Und diese verstockte Verachtung gegen die deutschen Gojim ist keineswegs blos die Gesinnung eines vereinzelt Fanatikers. Keine deutsche Handelsstadt, die nicht viele ehrenhafte, achtungswerthe jüdische Firmen zählte; aber unbestreitbar hat das Semitenthum an dem Lug und Trug, an der frechen Gier des Gründer-Unwesens einen großen Antheil, eine schwere Mitschuld an jenem schnöden Materialismus unserer Tage, der jede Arbeit nur noch als Geschäft betrachtet und die alte gemüthliche Arbeitsfreudigkeit unseres Volkes zu ersticken droht; in tausenden deutscher Dörfer sitzt der Jude, der seine Nachbarn wuchernd auskauft. Unter den führenden Männern der Kunst und Wissenschaft ist die Zahl der Juden nicht sehr groß; um so stärker die betriebsame Schaar der semitischen Talente dritten Ranges. Und wie fest hängt dieser Literatenschwarm unter sich zusammen; wie sicher arbeitet die auf den erprobten Geschäftsgrundsatz der Gegenseitigkeit begründete Unsterblichkeits-Versicherungsanstalt, also daß jeder jüdische Poetaster jenen Eintagsruhm, welchen die Zeitungen spenden, blank und baar, ohne Verzugszinsen ausgezahlt erhält.

Am Gefährlichsten aber wirkt das unbillige Uebergewicht des Judenthums in der Tagespresse — eine verhängnißvolle

Folge unserer engherzigen alten Gesetze, die den Israeliten den Zutritt zu den meisten gelehrten Berufen versagten. Zehn Jahre lang wurde die öffentliche Meinung in vielen deutschen Städten zumeist durch jüdische Federn »gemacht«; es war ein Unglück für die liberale Partei und einer der Gründe ihres Verfalls, daß grade ihre Presse dem Judenthum einen viel zu großen Spielraum gewährte. Der nothwendige Rückschlag gegen diesen unnatürlichen Zustand ist die gegenwärtige Ohnmacht der Presse; der kleine Mann läßt sich nicht mehr ausreden, daß die Juden die Zeitungen schreiben, darum will er ihnen nichts mehr glauben. Unser Zeitungs-wesen verdankt jüdischen Talenten sehr viel; grade auf diesem Gebiete fand die schlagfertige Gewandtheit und Schärfe des jüdischen Geistes von jeher ein dankbares Feld. Aber auch hier war die Wirkung zweischneidig. Börne führte zuerst in unsere Journalistik den eigenthümlich schamlosen Ton ein, der über das Vaterland so von außen her, ohne jede Ehrfurcht abspricht, als gehöre man selber gar nicht mit dazu, als schnitte der Hohn gegen Deutschland nicht jedem einzelnen Deutschen in's tiefste Herz. Dazu jene unglückliche vielgeschäftige Vordringlichkeit, die überall mit dabei sein muß und sich nicht scheut sogar über die innern Angelegenheiten der christlichen Kirchen meisternd abzurtheilen. Was jüdische Journalisten in Schmähungen und Witzeleien gegen das Christenthum leisten ist schlechthin empörend, und solche Lästerungen werden unserem Volke in seiner Sprache als allerneueste Errungenschaften »deutscher« Aufklärung feilgeboten! Kaum war die Emancipation erungen, so bestand man dreist auf seinem »Schein«; man forderte die buchstäbliche Parität in Allem und Jedem und wollte nicht mehr sehen, daß wir Deutschen denn doch ein christliches Volk sind und die Juden nur eine Minderheit unter uns; wir haben erlebt, daß die Beseitigung christlicher Bilder, ja die Einführung der Sabbathfeier in gemischten Schulen verlangt wurde.

Ueberblickt man alle diese Verhältnisse — und wie Vieles ließe sich noch sagen! — so erscheint die laute Agitation des Augenblicks doch nur als eine brutale und gehässige, aber natürliche Reaction des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element, das in unserem Leben einen allzu breiten Raum eingenommen hat. Sie hat zum Mindesten das unfreiwillige Verdienst, den Bann einer stillen Unwahrheit von uns genommen zu haben; es ist schon ein Gewinn, daß ein Uebel, das Jeder fühlte und Niemand berühren wollte, jetzt offen besprochen wird. Täuschen wir uns nicht: die Bewegung ist sehr tief und stark; einige Scherze über die Weisheitssprüche christlich-socialer Stump-Redner genügen nicht sie zu bezwingen. Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück!

Von einer Zurücknahme oder auch nur einer Schmälerung der vollzogenen Emancipation kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein; sie wäre ein offenbares Unrecht, ein Abfall von den guten Traditionen unseres Staates und würde den nationalen Gegensatz, der uns peinigt, eher verschärfen als mildern. Was die Juden in Frankreich und England zu einem unschädlichen und vielfach wohlthätigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gemacht hat, das ist im Grunde doch die Energie des Nationalstolzes und die festgewurzelte nationale Sitte dieser beiden alten Culturvölker. Unsere Gesittung ist jung; uns fehlt noch in unserem ganzen Sein der nationale Stil, der instinctive Stolz, die durchgebildete Eigenart, darum waren wir so lange wehrlos gegen fremdes Wesen. Jedoch wir sind im Begriff uns jene Güter zu erwerben und wir können nur wünschen, daß unsere Juden die Wandlung, die sich im deutschen Leben als eine nothwendige Folge der Entstehung des deutschen Staates vollzieht, rechtzeitig erkennen. Da und dort bestehen jüdische Vereine gegen

den Wucher, die im Stillen viel Gutes wirken; sie sind das Werk einsichtiger Israeliten, welche einsahen, daß ihre Stammgenossen sich den Sitten und Gedanken ihrer christlichen Mitbürger annähern müssen. Nach dieser Richtung ist noch viel zu thun. Die harten deutschen Köpfe jüdisch zu machen ist doch unmöglich; so bleibt nur übrig, daß unsere jüdischen Mitbürger sich rückhaltslos entschließen Deutsche zu sein, wie es ihrer Viele zu ihrem und unserem Glück schon längst geworden sind. Die Aufgabe kann niemals ganz gelöst werden. Eine Kluft zwischen abendländischem und semitischem Wesen hat von jeher bestanden, seit Tacitus einst über das odium generis humani klagte; es wird immer Juden geben, die nichts sind als deutsch redende Orientalen; auch eine specifisch jüdische Bildung wird immer blühen, sie hat als kosmopolitische Macht ihr gutes historisches Recht. Aber der Gegensatz läßt sich mildern, wenn die Juden, die so viel von Toleranz reden, wirklich tolerant werden und einige Pietät zeigen gegen den Glauben, die Sitten und Gefühle des deutschen Volks, das alte Unbill längst gesühnt und ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers geschenkt hat. Daß diese Pietät einem Theile unseres kaufmännischen und literarischen Judenthums vollständig fehlt, das ist der letzte Grund der leidenschaftlichen Erbitterung von heute. —

Ein erfreulicher Anblick ist es nicht, dies Toben und Zanken, dies Kochen und Aufbrodeln unfertiger Gedanken im neuen Deutschland. Aber wir sind nun einmal das leidenschaftlichste aller Völker, obgleich wir uns selbst so oft Phlegmatiker schalten; anders als unter krampfhaften Zuckungen haben sich neue Ideen bei uns noch nie durchgesetzt. Gebe Gott, daß wir aus der Gährung und dem Unmuth dieser ruhelosen Jahre eine strengere Auffassung vom Staate und seinen Pflichten, ein gekräftigtes Nationalgefühl davontragen.

15. November 1879

*Manuel Joël, Offener Brief
an Herrn Professor Heinrich von Treitschke*

Herr Professor!

Sympathisch berührte mich der erste Satz eines längeren Citats aus Ihrer jüngsten Arbeit, mit welchem die »Schlesische Zeitung« uns bedacht hat. Sie sagen mit gewohnter ergreifender Rhetorik: »Es arbeitet in den Tiefen unseres Volkslebens eine wunderbare, mächtige Erregung. Es ist, als ob die Nation sich auf sich selber besänne, unbarmherzig mit sich in's Gericht ginge«. Es ist wahrlich einer edlen Nation würdig, sobald Schäden auf die Oberfläche kommen, in die eigenen Tiefen hinabzusteigen, um durch Selbsterkenntniß Heilung herbeizuführen. Aber Sie können Sich von meiner schmerzlichen Enttäuschung keine Vorstellung machen, als ich die Resultate des unbarmherzigen Gerichts, welches die deutsche Nation nach Ihrer Meinung an sich selbst vollzieht, bei Ihnen angegeben fand. Es ist mir wahrlich nicht spaßig zu Muthe, aber Sie wissen, daß auch der Schmerz bisweilen zu einem Spaße drängt. Wissen Sie, woran Ihr Ergebnis mich erinnert? An die bekannte Geschichte, nach welcher eine in ihrem Gewissen beunruhigte Dame lange über die Buße nachdachte, die sie sich auferlegen könnte, bis sie dann nach Verwerfung aller übrigen Sühnmittel auf den glücklichen Gedanken kam: Ich werde mein Gesinde ein paar Tag lang fasten lassen.

Machen Sie es anders? Sie schaffen sich einen Sündenbock, die Juden, Sie sagen, der große Sünder ist gefunden, und das unbarmherzige Gericht, das die Nation an sich üben sollte, üben Sie an einem winzigen Bruchtheil derselben, dem Sie nicht einmal die Ehre der Zugehörigkeit zur deutschen Nation einräumen wollen.

Wahrlich, das heißt eine edle Nation irre leiten, nicht zur Einkehr bringen, wie Sie es doch wollen. So spricht nicht ein Historiker, sondern ein Pamphletist. Sie gehören zu den Männern, die mit dem Herzen schreiben, und das giebt Ihrer

Schreibweise etwas Packendes, aber das *pectus* ist doch ein gefährlicher Führer, es macht leidenschaftliche Rhetoren, aber keine Lehrer der Wahrheit. Sie haben darin große Aehnlichkeit mit dem von Ihnen geschmähten Börne. Ihr Patriotismus braucht sich nicht zu schämen, neben den eines Börne gestellt zu werden. Börne liebte sein deutsches Vaterland mit einer Gluth, die selbst in seinen Scheltworten lodert. Aber Börne ist dennoch mein Mann nicht. Und wissen Sie warum? Aus demselben Grunde, aus dem auch Sie mein Mann nicht sind. Wie man gesagt hat: *Timeo virum unius libri*, so fürchte ich Alle, die von einer Idee, und sei es auch die edelste, so besessen sind, daß sie für Anderes absolut kein Auge haben. Börne war ein Monomane der Freiheit, auch Sie sind ein Monomane, ein Monomane der nationalen Idee. Sie sind der Letzte, der die im Eifer für seine Idee von Börne vorgebrachten Ungehörigkeiten mit »schamlos« bezeichnen dürfte. Waren Sie denn so decent, als Sie, ein geborener Sachse, 1865 schrieben: »Wer weiß, in welcher Felsenspalte der sächsischen Schweiz man die dareingeworfene Krone des Hauses Wettin suchen müßte?« Ich gestehe, daß, so sehr ich damals auf Ihrer Seite stand, — erschrecken Sie nicht, ich meine nur mit meiner preußischen Gesinnung — ich ein solches Wort über sein angestammtes Königshaus von einem gebornen Sachsen für unpassend hielt. Sie scheinen wirklich mit Schopenhauer, dem philosophischen Thersites, zu glauben, daß die Abwesenheit oder Anwesenheit der verecundia sich bloß nach der Unbeholfenheit oder Eleganz des Ausdruckes richtet. Doch nein, das glauben Sie nicht. Aber Sie sind ein Feuerkopf alias Fanatiker, der alles versengen möchte, was der ihn beherrschenden Idee wirklich oder vermeintlich in den Weg tritt. Nur so kann ich es mir erklären, daß ein Mann von Ihrer Gelehrsamkeit und Ihren Talenten bei der Losung: Hie Lessing! Hie Marr! sich für Marr entscheidet. Denn das glauben Sie doch wohl selbst nicht, daß Ihre Verwahrung gegen die Rohheit der Judenhetzer uns

beruhigen kann, daß es uns etwa bloß darum zu thun ist, statt im Rothwälsch der Pöbelsprache, in elegantem Professorendeutsch abgethan zu werden. Ja, nur aus Ihrer Eigenthümlichkeit kann ich es mir erklären, daß Sie, ein Professor von ungewöhnlicher Begabung, da keine Antwort finden, wo jeder Handwerker sie finden könnte. Sie sagen: »Über die Nationalfehler der Deutschen, der Franzosen und aller anderen Völker durfte Jedermann ungescheut das Härteste sagen, wer sich aber unterstand, über irgend eine unläugbare Schwäche des jüdischen Charakters gerecht und maßvoll zu reden, ward sofort fast von der gesammten Presse des Landes als Barbar und Religionsverfolger gebrandmarkt«. Lassen wir einmal die »Gerechtigkeit«, das »Maß« und die »Brandmarkung« als thatsächlich gelten, ist es nicht erstaunlich, daß ein Historiker so etwas registriert, ohne sich selbst die Antwort darauf zu geben? Sehen Sie, damit verhält es sich so. Wenn Herr Tissot die große deutsche Nation angreift, so ist das, um bei dem vulgären Sprüchwort zu bleiben, wie wenn der Hund den Mond anbellt. Und mit Verlaub, wenn Sie, Herr Professor, Artikel gegen die Franzosen schreiben, so bleibt Paris Paris. Ihre geistreichen Aufsätze haben keine Bresche in die Pariser Festungsmauern gemacht, das haben die Kanonen des Kaisers Wilhelm geleistet, nachdem er mit seinem Heere erst Wunder der Tapferkeit gethan. Und mit diesen mächtigen Nationen stellen Sie in Parallele eine vor nahezu 2000 Jahren — denken Sie 2000 Jahren — zerschlagene Nationalität, deren Nachkommen national zu den verschiedensten Völkern gehören und die verschiedensten Sprachen und Sitten aufweisen, die nichts mit einander gemein haben als die gleiche Religion und die durch solche »gerechte und maßvolle« Beurtheilungen ihrer »unläugbaren Schwächen« mit aller Gewalt als Sonderkörper, als Abscesse im nationalen Organismus sollen bezeichnet und bewahrt werden. Glauben Sie mir, der kleine Theil der Presse — in Ihre Sprache übersetzt heißt das »fast die gesammte Presse

des Landes«, — der kleine Theil der Presse, der solche »Gerechtigkeit« als »Barbarei brandmarkte«, war mehr von Lessings Geiste beseelt als Sie, der Sie die großen deutschen Namen mit solcher Emphase im Munde führen. Doch ich muß leider noch etwas mehr in's Einzelne eingehen.

Den Schmerz, »daß breite Schichten unseres Volkes dem Unglauben verfallen sind«, theile ich mit Ihnen. Sie lieben die Religion und ich bin ein Lehrer der Religion, urtheilen Sie, ob ich in diesem Stücke mit Ihnen sympathisire. Wenn Sie aber zu verstehen geben, daß die jüdische Haltung gegenüber dem Christenthume eine Mitschuld trägt an dem heute verbreiteten Unglauben, so muß ich Ihnen sagen, daß ich für Sie nicht bloß als Menschen, sondern auch als Historiker erörthe. Also Sie wissen nicht, aus welcher Quelle in Deutschland der Unglaube geflossen? Auf die Gefahr hin, daß Sie als gewohnte jüdische Anmaßung bezeichnen werden, wenn ich es wage, einen Professor der Historie auf seinem Gebiete zu belehren, werde ich historisch. Nicht von Kant, wie man wohl fälschlich sagt, mit dessen Lehren aber die edelste Frömmigkeit sich verträgt, sondern von Hegel fing das Spiel an. Sein sogenannter Pantheismus war ein verschleierter Atheismus, sein System eine heidnische Theogonie, bei der freilich keine Götter geboren wurden, sondern sich selbst vergötternde Menschen. Und diese sich selbst vergötternden Menschen nannte man das »junge Deutschland«, welche das Geheimniß des Lehrers unter die Leute brachten. Es ist wahr, daß die Hegel'sche Philosophie, als ihr wahres Gesicht erschaut wurde, in Deutschland ihren Credit verlor, aber leider nicht, um einer Gott zugewendeten Philosophie Platz zu machen, sondern um zu einer verbesserten Auflage des *systeme de la nature* zu führen. Haben dabei wirklich die Söhne der »hosenverkaufenden jüdischen« Menschen so beträchtlich mitgewirkt? Haben die Eltern von Feuerbach, Moleschott, Vogt u. s. w. mit Hosen gehandelt? Oder ist der Fanatiker des Atheismus, Schopenhauer, ein Jude gewesen?